

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 67 (1993)

Artikel: Kunst und Politik
Autor: Nüsperli, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-559318>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kunst und Politik

In der *Geschichte der Stadt Aarau* kann auf Seite 731 über «Kunst am Bau» folgendes nachgelesen werden: *Auch der Steuerzahler hat in den verflossenen Jahrzehnten zu jedem öffentlichen Bauwerk Kredite für die künstlerische Ausschmückung bewilligt. Abstrakte Kunstwerke riefen gelegentlich unvorhergesehene Reaktionen hervor. Agustonis «Steinkugeln» vor dem Heroséstift wurden über Nacht in lachende Gesichter verfremdet, was, wie die Kugeln selbst, geteilte Aufnahme fand.»*



Was es mit dieser letzten Bemerkung auf sich hat, erzählt die folgende, nicht ganz frei erfundene Geschichte.

In Kleinhausen wurde ein Altersheim gebaut. Es sollte etwas Schönes geben, denn das war man den Alten schuldig. Auch konnte angenommen werden, daß sich mancher eher zu einem Umzug und damit zur Preisgabe des eigenen Hauses bereitfände, wenn im Altersheim etwas vom Sozialprestige spürbar wäre, dessen man sich bisher erfreut hatte. Und schließlich eröffnete die Nachbarstadt Großhausen erst kürzlich eine Alterssiedlung, die als vorbildlich in der gesamten Regionalpresse gerühmt worden war. Da durfte man nicht zurückstehen.

Solche Überlegungen standen zwar nicht in der Botschaft des Stadtrates an die Stimmbürger, aber hinter den verschlossenen Türen der vorberatenden Kommission spielten sie eine Rolle. Auch konnte, wer den Freitagstamm im «Adler» besuchte, manches davon hören.

Es wurde ein schönes Altersheim. Die Fassaden aus rötlichen Fertigelementen standen denen, die damals landauf, landab in allen bedeutenden Städten eröffnet wurden, in nichts nach. Dies war auch nicht weiter erstaunlich, denn die Bauleitung lag in den Händen des bewährten Generalunternehmers Klotz AG. Die besorgte Frage, ob denn solch farbige Häuser zu einem Altersheim paßten, wurde rasch und überzeugend erstickt mit dem Hinweis, daß man das heute so mache, daß die heutigen Alten auch nicht mehr von gestern seien und man mit der Zeit gehen müsse. «Ich

hatte ja anfangs auch etwas Mühe», gestand der Kommissionspräsident treuherzig, «aber der Herr Architekt Patrick H. Obermüller hat uns alle überzeugt; der Fortschritt läßt sich nicht aufhalten und das Rad der Zeit nicht zurückdrehen.»

Mit der künstlerischen Ausgestaltung wurde der im Nachbardorf aufgewachsene Steinplastiker Enrico Primavera beauftragt. Er pflanzte siebzig rötliche Steinkugeln mit verschiedenen Durchmessern vor das Haus, jede auf einem verchromten Ständer. Der Künstler sprach von Kontrastwirkung (Stein in Stein), Spannungszustand und archetypischer Form- und Materialwahl, kassierte vierzig Riesen und verschwand.

Drei Tage später erschien der erste Leserbrief im Lokalblatt. Ob der Stadtrat noch alle Tassen im Schrank habe, wurde da gefragt, soviel Geld für so einen Schmarren hinauszuerwerfen? Der Brief bewirkte vorerst, daß männiglich aufmerksam wurde und am darauffolgenden Sonntagnachmittag einen persönlichen Augenschein vornahm. Zu Hunderten spazierten wohlgekleidete Bürgersfamilien mit Töchtern und Hund (die Söhne weilten am Fußballmatch) zufällig durch die sonst leere Straße; manche wählten die Form einer Spazierfahrt mit dem Audi, Opel oder Volvo. Am Montag waren es drei Leserbriefe, am Mittwoch zwanzig. Alle sprachen sich gegen das Kunstwerk aus, empörten sich über die Verschandelung

und fragten, was denn die alten Leute mit den Steinschädeln anfangen sollten; man hätte ihnen allgemein etwas Netteres gegönnt. Viele störten sich am hohen Geldbetrag, für den es wahrlich bessere Verwendung gegeben hätte: für das Altershilfswerk, für das Jugendhilfswerk, für das Winterhilfswerk, für das Sommerhilfswerk ... Einige warteten mit besseren Vorschlägen auf, etwa ein Reiterstandbild, ein nettes Mädchen mit Blumenstrauß oder, in Anlehnung an die Bewohner, einen alten Mann mit Meer. Ein einziger warb auf gescheite Art um Verständnis für die Gegenwartskunst, indem er deren Symbolhaftigkeit unterstrich, barocke Vergleiche anstellte und weit ausholend auf das Grundsätzliche des Seins hinwies. Seine Worte aber verhallten ungehört im Blätterwald.

Gegen Ende der Woche verebbte die Flut der Leserbriefe allmählich, und es stand zu erwarten, daß gelegentlich Ruhe an der Steinkugelfront einkehren und die Sorgen um den Alltag wieder überhandnehmen würden. Da geschah etwas, das nochmals alle Gefühle aufpeitschte und mit gewaltigem Sturm die gebeutelte Kunstszene von Kleinhausen überzog.

Da gab's die alternde Familie Nöll, die sich jeden Samstag zum gemeinsamen Mittagmahle in der Wohnung der Eltern traf. Es wurde getratscht und geklatscht, alte Zeiten wurden hochgelobt, neue kritisch gewürdigt und hängige Fragen angegan-

gen: eine aus der Mode geratene, aber immer noch wirkungsvolle Art innerbetrieblicher Kommunikation auf Stufe Kleinfamilie. Selbstverständlich fand die Kontroverse um das Altersheim gebührend Beachtung. Die im mittleren Alter stehende Tochter Yolantha meinte scheinheilig, daß man eigentlich die Steinkugeln mit Gesichtern verzierern sollte. Diese Idee schlug beim Sohn Eusebius ein; er hatte schon immer den Schalk im Nacken gehabt und pflegte einen entsprechenden Freundeskreis. «Daß du mir nicht solch dummes Zeug anstellst, man dürfte sich ja nirgends mehr zeigen», schalt die Mutter. Der siebzigjährige Vater schmunzelte verhalten und freute sich insgeheim. Wie hatte er doch erst kürzlich Mutter gefoppt, als sie krank darniederlag und dauernd seinen Frieden störte mit Zurufen wie: «Ver-
giß dann nicht, die Fenster in der Laube zu schließen; hast du den Blumen Wasser gegeben? Den Stubenteppich sollte man auch wieder einmal staubsaugen!» Vater ließ daraufhin täglich den Staubsauger einige Zeit dröhnen, stellte ihn in die Ecke und widmete sich weiterhin seinen Kreuzworträtseln, während Mutter zufrieden im hinteren Zimmer ihrer Genesung entgegendämmerte. Auf solche Ideen war Vater stolz.

Eusebius schwärmte am Nachmittag durch die Stadt, sammelte seine Getreuen und gab die Losung aus: «Um 23 Uhr bei mir.» Dem Jüngsten übertrug er, garan-

tiert wasserlösliche weiße Farbe zu kaufen. Eusebius' Dachwohnung sah aus, wie man sich eine Junggesellenwohnung vorstellt: eine Mischung aus Büro, Werkstatt, ergänzt mit einem Bett und angefüllt mit ungeheuer vielen interessanten Dingen: Büchern, Zeitungen, Zeitschriften, Spielen, Landkarten, mechanischen, elektrischen und elektronischen Apparaten sonder Zahl, Telefonen, Weingläsern und Schnapsflaschen, Schokolade, Kunstkalendern, Pistolen und Gewehren, Leuchtraketen, politischen Traktaten, Schallplatten ... und irgendwo dazwischen der friedliche, große, schwarze Kater Palino. Eusebius hatte ein Vorrichtung gebaut, die Palino täglich eine halbe Stunde lang automatisch unterhielt: den Katzomaten. Ein kompliziertes Gebilde von umlaufenden Schnüren, an die weitere Schnüre geknüpft waren, welche papierene Mäuse verschieden schnell durch die Wohnung zogen. Wann immer der Motor aufsurte, jagte Palino heran und mit tierischem Eifer den Mäusen nach. «Um den Triebstau abzubauen», begründete Eusebius die Erfindung. Außerdem konnte Palino den Triebstau an den zahlreichen Gästen ausleben, die allabendlich die Wohnung bevölkerten – egal, ob der Hausherr anwesend war oder nicht, denn er lebte nach dem Prinzip der offenen Tür.

So fiel auch nicht weiter auf, als am besagten Samstagabend ein Dutzend zumeist jüngerer Gestalten aufkreuzten. Unter

ihnen befand sich der Lokalredaktor des Tageblattes mit dem Spitznamen Globus sowie ein Radiojournalist – beide häufige Gäste in der Dachwohnung. Eusebius, sonst eher von leichtfertig-großzügigem Charakter, nahm die Fäden straff in die Hand und organisierte in Feldweibelart. Solche Unternehmungen mußten auf Anhieb gelingen, da erinnerte er sich gerne der Führungsgrundsätze aus der Unteroffiziersschule. Man begann mit der Einzelprüfung «Gesichtermalen». Jeder erhielt Pinsel, Tusche, Packpapier und mußte seine künstlerischen Fähigkeiten unter Beweis stellen. Die schlechtesten Zeichnungen schieden aus, die besten wurden gefördert. Eusebius entschied: sieben Gesichter, davon vier mit Brille, entsprechend der Besetzung des Stadtrates. Denn, so folgte er, ein Bezug zur Politik verleiht dem Unternehmen einen tieferen Sinn.

Um zwei Uhr früh lief die Aktion ab. Beidseits mit Funkposten abgeriegelt, malten ihrer sieben je ein Gesicht auf ausgewählte Steinkugeln vor dem Altersheim, in welchem die Pensionäre friedlich schliefen. Eusebius stand im Ledermantel strategisch richtig, bereit, das Lösungswort FLORIDA bei Gefahr auszugeben – jeder kannte Fluchtweg und Zielpunkt. Der Radiojournalist blitzte emsig, der Lokalredaktor machte Notizen. Nach einer Viertelstunde war der Spuk vorbei. Man fand zurück in die Wohnung und feierte noch bis in den Morgen hinein.

Am Sonntagabend packte Eusebius seine Militärsachen, am Montag rückte er in den Stab eines großen Verbandes ein. Ein solcher Stab umfaßt wichtige Persönlichkeiten: Spitzenvertreter aus Politik, Wirtschaft und Verwaltung, Spitzenärzte, Spitzenanwälte und Spitzenpfarrherren – kurz die Spitzen der Gesellschaft. Eusebius als jüngster Hauptmann zählte noch nicht dazu und saß ganz unten am Tisch. Er war verantwortlich für den richtigen Verteiler auf den Formularen. Diese Arbeit nahm ihn sofort voll in Anspruch und ließ sein Zivilleben vergessen.

Als er am Dienstag die Lokalzeitung öffnete, traf ihn fast der Schlag: von einem Riesenfoto grinsten ihn die sieben Kugelhöpfe an, umgeben von einem Dutzend Leserbriefe. Nach dem ersten Schreck stellte er mit wachsender Freude fest, daß die meisten Beiträge überaus freundlich gesinnt waren. «Da hat ein Genie entdeckt, wozu die Kugeln gut sind», schrieb einer, «man sollte die Täter belohnen», eine andere. Eusebius' Laune schwappte über, er mußte sich jemandem anvertrauen. «Das ist mein Werk», flüsterte er am Mittagstisch dem Kavalleriechef zu, dem beleibten, kleinen und gemütlichen Oberst Schwadroni. Dieser setzte die Brille auf, las die Zeitung umständlich und langsam, schaute zuerst ernst, dann verwundert: «Wirklich?» Eusebius faßte kurz zusammen, der Oberst verstand, ein breites Grinsen legte sich auf seine Züge. Umständlich

schälte er sich aus der engen Sitzbank und wackelte kurzbeinig, die wehende Zeitung wie ein Segel schwingend, zum Kommandanten. Eusebius wurde nervös. Der Kommandant, ein General, schätzte die Störung während des Essens nicht sonderlich, aber Schwadroni war ein alter Duzfreund von ihm. Er überflog den Inhalt: «Was soll das?» Schwadroni flüsterte etwas, zeigte auf Eusebius, der General folgte unlustig, und plötzlich begann er schallend zu lachen. Das Lachen steigerte sich immer mehr und überschlug sich. Er schüttelte sich und rang nach Luft, der Saal war gefüllt von seiner hohen, schrillen Tenorstimme, es piffte wie eine defekte Dampfpfeife, sehr unmilitärisch, ja beinahe unmännlich, zumindest peinlich. Längst hatte jedermann Messer und Gabel beiseitegelegt und schaute verwundert auf. Man gewahrte, daß Eusebius etwas damit zu tun hatte, denn der General zeigte wiederholt auf ihn, schwenkte die Zeitung und reichte sie schließlich weiter. Allmählich pflanzte sich das Gelächter fort, die eine Tischseite hinunter, die andere hinauf. Die ganze Spitze der Gesellschaft krümmte sich vor Lachen. Eusebius, kurz zuvor noch am gesellschaftlichen Abgrund stehend, fand sich plötzlich in deren Mittelpunkt. Das tat wohl.

Er bemerkte allerdings, daß das Lachen nicht überall echt klang. Der AC-Offizier, Major Rüssel, verfolgte das ganze Treiben eher unwirsch, es paßte nicht zu seiner

Lebensauffassung, die ganz auf Ordnung und Pflichterfüllung baute. Nachdem aber selbst sein oberster Chef die Sache lustig fand, fand er sie auch. Er setzte ein verhaltenes, gesetztes und in sich geschlossenes Lachen auf und blickte schräg zu Eusebius. Dieser spürte instinktiv, daß er sich da einen neuen Feind zugelegt hatte.

Andere, die Eusebius bisher kaum beachtet hatten, erschienen nach dem Essen bei ihm. «Haben Sie das wirklich getan? Kommen Sie, ich lade Sie zum Kaffee ein!» Man beteuerte ihm, daß diese Steinkugeln wirklich gräßlich seien, daß er, Hauptmann Nöll, es diesem schwachen Stadtrat mit richtiger Münze heimgezahlt habe, und fragte, was er als nächstes zu tun gedanke. Eusebius war plötzlich Experte in Kunst und politisch versiert. Er gewann dabei nicht nur eine Menge Duzfreunde, was sein Sozialprestige merklich anhub, sondern einige echte Freunde dazu. Und er stellte fest, daß Humor eine wichtige menschliche Eigenschaft ist, daß es ganz verschiedene Spielarten davon gibt, daß Humor auch etwas mit Klugheit und Lebenserfahrung zu tun hat und ganz allgemein eine Rolle in der Beurteilung von Menschen spielt. Eusebius Nöll wurde eine Spur älter und reifer.

Das Tageblatt war die begehrteste Literatur der nächsten Tage. Man genoß schmunzelnd die Leserbriefe, die fast ausnahmslos den Nöllschen Standpunkt einnahmen. Am Mittwoch erschien eine erste

offizielle Stellungnahme des zuständigen Kultur-Stadtrates Beuss. Er verurteilte mit scharfen Worten die Tat, sprach von Kulturschändung, Verschandelung, Schmierfinken und drohte mit Sanktionen. Der Artikel erzeugte neue Lachsalven im Stab. Tags darauf ließ der Stadtrat verlauten, daß er Strafklage gegen Unbekannt erhoben habe. Die Schadenssumme betrage mehrere tausend Franken, man müsse die unlösliche Farbe vom Künstler entfernen lassen. Ein junger Mittäter aus Nölls Truppe kriegte es daraufhin mit der Angst zu tun und flüchtete an den nahen See, wo er sich im Schilf verbarg. Nach durchfrorener Nacht kehrte er wieder zurück. Der Lokalberichterstatter Globus, mit von der Partie und heilfroh über die anhaltende Zufuhr an Gratiszeilen, erkundigte sich täglich bei der Stadtpolizei nach dem Stand der Ermittlungen in Sachen Kugelköpfe. Er ließ in der Zeitung deutlich durchblicken, daß die Polizei Mühe bekunde. All dies erfuhr Eusebius in Echtzeit dank seiner engen Kontakte zu Vertrauten; er rapportierte täglich vor dem Gesamtstab, was immer neue Heiterkeitsausbrüche auslöste.

Während des Sonntagsurlaubs gab jeder Stabsangehörige diese Informationen streng vertraulich seinem Familienkreise weiter, und am Montag der zweiten Woche wußte ganz Kleinhausen um die Urheberschaft – mit Ausnahme von Polizei und Stadtrat. Dieser jedoch ließ auf Drängen des Lokalberichterstatters nochmals ab-

klären, ob die Farbe wirklich wasserunlöslich sei. Sie war es nicht, der finanzielle Schaden verflüchtigte sich, und der Stadtrat mußte eine blamable Gegendarstellung erscheinen lassen. Endlich, zehn Tage nach der Untat, erfuhr die Behörde vom Namen Nöll und war zutiefst erschüttert. Nöll, obzwar nicht dem lokalen Establishment zugehörig, zählte doch zur kommenden Führungsgeneration, er war Offizier, Akademiker und erst noch Ortsbürger von Kleinhausen. Da hieß es vorsichtig sein. Der Stadtrat lud sofort zu einer Sondersitzung in Sachen Kugelköpfe.

Gleich zu Beginn stellte die Sekretärin des Stadtoberhauptes Dr. Spitze eine Schachtel des Ersten Confiseurs auf den Sitzungstisch. Spitze, unwillig über diese Störung, hob den Deckel, und männiglich erblickte eine feine Torte, auf der sieben kleine Schoggikugeln aufgestellt waren, jede versehen mit einem Gesicht aus Zuckerpuß, vier davon mit Brille. Dazu in Marzipan der nette Hinweis «Freundliche Grüße». Das Stadtoberhaupt erbleichte, der Kulturverantwortliche Beuss bekam einen eiförmigen Kopf und schnarrte: «Davon ess' ich kein Stück.» Die anderen, die das Ganze längst durchschauten, meinten: «Um so besser, dann kriegen wir mehr davon.» Eusebius, der zum Vorzimmer Dr. Spitze gute Beziehungen pflegte, hatte sich das alles fein ausgedacht. Und als während der Sitzung von der Polizei die Meldung eintraf, die Gesichter auf den Kugeln

seien verschwunden, aus und weg, es lasse sich mit bestem Willen nichts mehr erkennen – ja, da verblieb eigentlich nicht mehr viel zu beraten. Man einigte sich auf einen Vergleich, wonach Nöll sich beim Stadtoberhaupt persönlich zu entschuldigen habe, damit die Strafklage zurückgezogen werde.

Dr. Spitze zeigte sich anfänglich beleidigt und zugeknöpft. «Wir sind immer die Dummen, die ganze Stadt lacht uns aus.» Eusebius konnte dem nicht widersprechen. Im Verlaufe des langen Gesprächs fanden sie jedoch zueinander, entdeckten manch Gemeinsames und schieden als Freunde. Trotzdem konnte es Eusebius nicht unterdrücken, der Stadt hundert Franken zur künstlerischen Verschönerung des Altersheims zu überweisen; nicht aus Schuldgefühl, wie Beuss hoffte, sondern weil der Stadtrat reglementsgemäß Spenden ab hundert Franken schriftlich verdanken muß.

Damit hatte die Geschichte vorerst ein Ende, aber nach drei Monaten fand ein Nachspiel statt. Die Wahlen ins kantonale Parlament waren fällig, und Eusebius Nöll, der nie nein sagen kann, erschien auf der Liste einer kleineren Partei. An der parteiinternen Versammlung, welche die Liste zu genehmigen hatte, meldete sich der Spitzenkandidat, Konrad Klaus, eine stadtbekannte Persönlichkeit, ein bisheriger Kantonsrat, ehemaliger Stadtrat und gefürchteter Volkstribun. Er stand auf und

erklärte langfädig und laut, daß er nicht gedenke, zusammen mit jenem Lausbuben und Schmierfinken auf der gleichen Liste zu kandidieren. Entweder er oder ich, so lautete sein Ultimatum. Die Parteileitung war vorerst ratlos und vertagte den Entscheid. Insgeheim aber eröffnete sich eine elegante Möglichkeit, den immer lästiger werdenden Klaus loszuwerden, der sich über Parteibeschlüsse hinwegsetzte und laufend eigene Leute verunglimpfte. Also ließ sie sich nicht erpressen und gab bekannt, sie werde Nölls Kandidatur aufrechterhalten. Bereits zwei Tage später konnte der oppositionellen Arbeiterzeitung, groß aufgemacht, entnommen werden, daß Klaus seinen Austritt aus der Partei gebe, weil dort ein Lausbub das Sagen habe, der die Kunst schände und öffentliche Denkmäler verschmiere. Eusebius Nöll wurde namentlich genannt und mit allen zivilen und militärischen Attributen vorgestellt. Weil der Artikel auf irgendwelchen Wegen in die Depeschenagentur geriet, erschien er in zahlreichen Zeitungen im ganzen Lande, was ihm tagelang Fanpost einbrachte. Der dadurch erreichte Bekanntheitsgrad bescherte ihm, dem Neuling, ein Glanzresultat: er wurde auf Anhieb erster Ersatz und konnte einige Jahre später in den Rat nachrutschen. Zwei Regierungsräte bedankten sich bei ihm heimlich dafür, daß er sie vom ewigen Langredner Klaus befreit habe. Eusebius aber wußte besser als alle anderen um die

Hintergründe. Es war nicht Klaus' scheinheilig vorgetragene Empörung über die Kugelkopffraktion. Er, Eusebius, hatte es vor einiger Zeit gewagt, den großen Klaus vor offener Versammlung wegen seiner endlos-langweiligen Tiraden bloßzustellen. Niemand ging darauf ein, er erntete eisiges Schweigen. Heimlich kamen später einige Parteigänger angeschlichen und zollten ihm Anerkennung. Der Stachel aber saß tief in Klaus, und er konnte nicht vergessen.

So nahm Eusebius Nöll seinen Einstieg in die Politik.

Noch viel später geriet Eusebius zufällig eine Monatsschrift der Gesellschaft Schweizer Künstler (GSK) in die Hände. Er blätterte lustlos, und plötzlich weiteten sich seine Augen, als er das Bild mit den bemalten Steinkugeln erblickte. Der Text erzählte von der sich verhärtenden Front gegenüber den Künsten, von eisigen Winden, welche Kunstschaaffenden ins Gesicht bliesen, von Repressionen und wachsender Intoleranz, getragen von Unverständnis gegenüber zeitgenössischer Kunst. Als Kronbeispiel wurde die Nöllsche Untat aufgeführt.

Obgleich Eusebius wirklich besser wußte um die zugrunde liegenden Motive als der Schreiberling des Artikels, fernab in der Großstadt, fühlte er eine leichte Betroffenheit.



Zwei Computer-Zeichnungen von Ruedi Segessenmann, Hallwil.